

Goethe und Hitler

Thomas Mann deutet die Deutschen.

Philipp Gut

Als Thomas Mann vor 150 Jahren, am 6. Juni 1875, in der Hansestadt Lübeck in eine Kaufmannsfamilie hineingeboren wurde, deutete nichts darauf hin, dass er einer der bedeutendsten deutschen Autoren der Weltkriegsepoche werden würde, wie auch nichts darauf hindeutete, dass es überhaupt so etwas wie Weltkriege unter massgeblicher Beteiligung der Deutschen geben könnte. Statt im Handelskontor seinen Geschäften nachzugehen, avancierte er zum Literaturnobelpreisträger und weltbekannten Verfasser von Romanen wie «Buddenbrooks», «Der Zauberberg» oder «Doktor Faustus». Und statt in Deutschland zu leben und zu sterben, trieben ihn die Verwerfungen der deutschen Politik und Geschichte des 20. Jahrhunderts zunächst ins Exil in die Schweiz, dann nach Amerika und an seinem Lebensende wieder zurück an den Zürichsee, weil er hier so etwas wie eine Ersatzheimat fand, die Luft der deutschen Kultur atmen konnte, ohne die sich in der jungen Bundesrepublik nur sehr langsam verziehenden Giftschwaden der Nazizeit einsaugen zu müssen.

Deutscher Himmel, deutsche Hölle

Gleichwohl oder gerade deswegen hat sich Thomas Mann zeitlebens damit beschäftigt, wer die Deutschen sind, wo der Platz Deutschlands in der Welt ist, worin die deutsche Kultur besteht. Kaum einer hat diese Fragen so intensiv gestellt und so vielschichtig und differenziert beantwortet wie er. Es sind Fragen, die heute nach wie vor brandaktuell sind – die viele aber gar nicht mehr zu denken, geschweige denn zu formulieren wagen. «Deutsch» gilt als «pfui». Die Bundesregierung setzt den Geheimdienst auf die Opposition an, weil sie Begriffe wie «deutsches Volk» in den Mund nimmt. Robert Habeck, grüner Bundeswirtschaftsminister ausser Dienst, sagte es so: «Vaterlandsliebe fand ich stets zum Kotzen. Ich wusste mit Deutschland noch nie etwas anzufangen und weiss es bis heute nicht.» Was für ein zeitgeistiger Unflat!

Umso interessanter scheint die Frage, was die Deutschen dank Thomas Mann über sich lernen können, aber auch alle anderen Leser.

Gehen wir doch gleich an den Schmerzpunkt deutscher Geschichte, zum Nationalsozialismus. Dass heute jeder als «Nazi» beschimpft wird, der sich irgendwie «deutsch» äussert, ist Symptom einer Verblödung, gegen die Manns literarische Hausapotheke helfen kann. Dabei blitzen immer wieder erstaunliche Parallelen zur Gegenwart auf. Das zeigt sich exemplarisch am *Pièce de Résistance* deutscher Selbstvergewisserung, nämlich an der Frage, wie es möglich war, dass die deutsche Hochkultur in den Schlachthöfen der

«Das böse Deutschland, das ist das fehlgegangene gute, das gute im Unglück, in Schuld und Untergang.»

SS endete. Eine einfache und naheliegende Sichtweise, die tatsächlich viele Anhänger fand, würde lauten: Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Es gibt ein gutes Deutschland – und es gibt ein böses Deutschland; das Deutschland von Schiller und Goethe – und das Deutschland von Himmler und Hitler.

Diesen schrecklichen Vereinfachern, die meinen, alles akkurat auseinanderhalten zu können und sich schulmeisternd und zeigefingernd zu überheben, hält Mann entgegen: «Das böse Deutschland, das ist das fehlgegangene gute, das gute im Unglück, in Schuld und Untergang.» Darum sei es «für einen deutsch geborenen Geist auch so unmöglich, das böse, schuldbeladene Deutschland ganz zu verleugnen und zu erklären: «Ich bin das gute, das edle, das gerechte Deutschland im weissen Kleid, das böse überlasse ich euch zur Ausrottung.» Dies betonte er in der am 29. Mai 1945 zuerst in englischer Version in der Library of Congress in Washington, DC gehaltenen Rede «Deutschland und die Deutschen». Nichts von dem, was er über Deutschland sagte und schreibe, komme aus «fremdem, kühlem, unbeteiligtem Wissen»; er habe es auch in sich, er habe es «alles am eigenen Leib erfahren».

Goethe und Hitler? Für Thomas Mann gehörte das zusammen. Der Schriftsteller Jorge Semprún, Autor des autobiografischen Konzentrationslagerromans «Die grosse Reise», nannte dies

das «Binom Weimar-Buchenwald». Will heissen: Der glänzende Gipfelpunkt deutscher Kultur, die Weimarer Klassik, und Buchenwald, das benachbarte KZ, lassen sich nur noch im Doppel denken, als zwei Glieder einer Gleichung. Deutscher Himmel, deutsche Hölle.

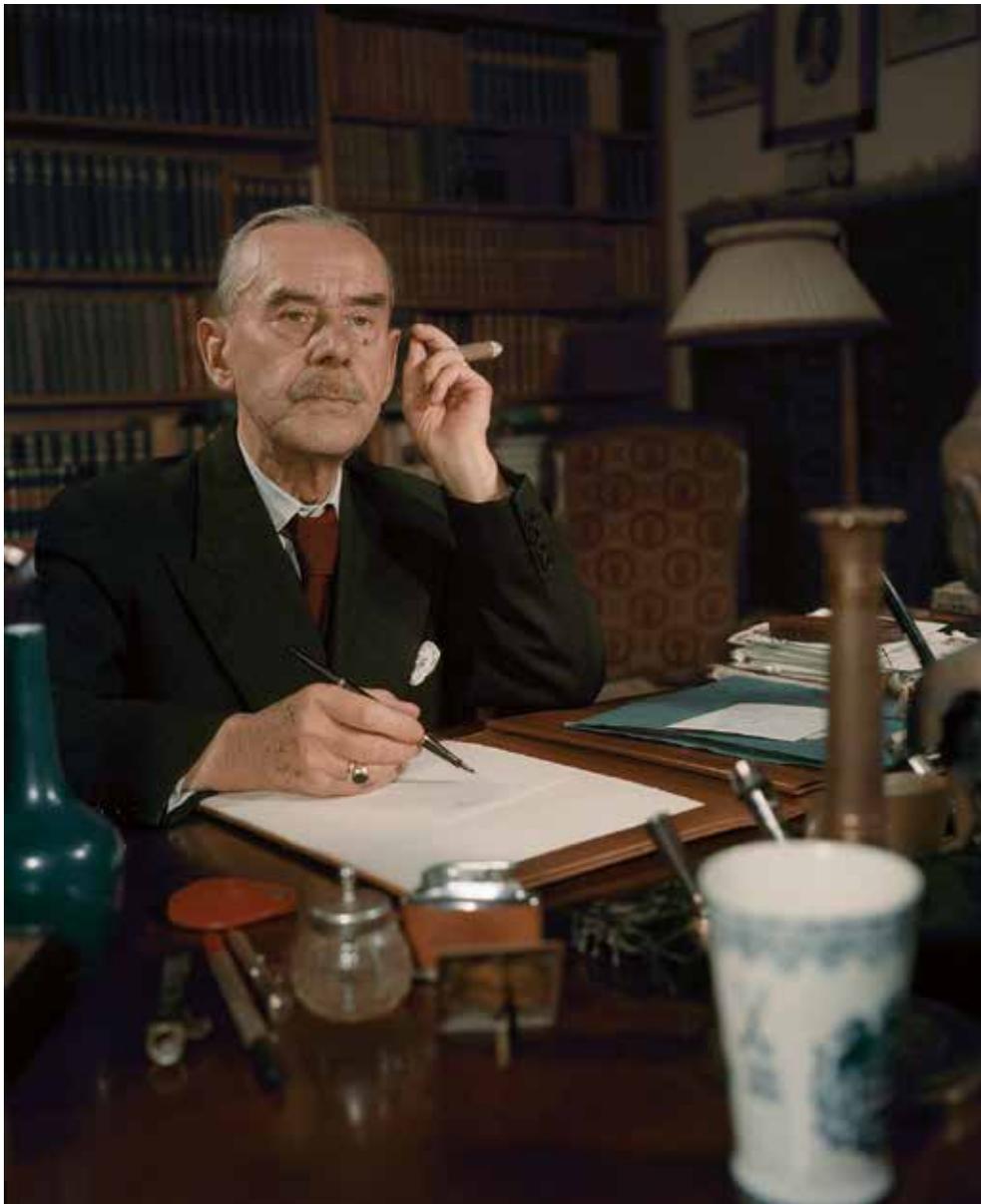
Defilee im Konzentrationslager

Im «Doktor Faustus» beschreibt der Erzähler Serenus Zeitblom die Szene, wie «ein transatlantischer General die Bevölkerung von Weimar vor den Krematorien des dortigen Konzentrationslagers vorbeidefilieren» lässt. Das sei auch «unsere Schmach», sinniert er – was der Haltung des Autors, der Haltung von Thomas Mann, entsprach.

Der Vorgang ist verbürgt: Dieser «transatlantische General» war Dwight D. Eisenhower, der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte. Er hatte am 12. April 1945 zusammen mit weiteren Generälen der US-Armee das Aussenarbeitslager Ohrdruf besichtigt, wo er auf ein Bild des Grauens gestossen war. Eisenhower notierte danach, die Dinge, die er gesehen habe, könne «man nicht beschreiben». Er berichtete trotzdem, um «in der Lage zu sein, Zeugnis aus erster Hand abzulegen, falls sich in der Zukunft eine Tendenz entwickeln sollte, diese Anschuldigungen lediglich als «Propaganda» hinzustellen».

Längst ist das Nicht-wahrhaben-Wollen, sind die Relativierungen der NS-Verbrechen in der Nachkriegszeit in eine ritualisierte Vergangenheitsbewältigung gekippt, wie Martin Walser 1998 in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels kritisiert hatte – Auschwitz als «Einschüchterungsmittel», «Moralkeule», «Lippengebet».

Thomas Mann zeigte schon damals, zur Zeit des Geschehens, dass es auch anders geht: Obwohl er mit seiner Emigration in die Schweiz im Februar 1933 von Anfang an im Wortsinn fein raus war, identifizierte er sich in eigentümlicher Weise mit den dunklen Seiten des Deutschtums. Er war überzeugt, dass die verspätete Nation Deutschland, die den demokratischen Zug des 19. Jahrhunderts verpasst hatte und deren Künstler und Intellektuelle hochnäsig auf die Niede-



Sein Werk hat die Wirkung eines anregenden Tonikums: Jubilar Mann.

rungen des Politischen hinabsahen, gerade aus dieser Politikferne heraus anfällig für die totale Politik des Nationalsozialismus geworden war. Es entstand ein Vakuum, das die Nazis umso einfacher füllen konnten. Und dafür fühlte er sich mitverantwortlich, weil er selbst in dieser Tradition einer sich als wesentlich unpolitisch definierenden deutschen Kultur gestanden und sie wortreich mitgeprägt hatte.

Vaterfiguren aus Ost und West

Absage an die Extreme also, an hohlen Moralismus, stattdessen die Fähigkeit zu Selbstkritik und Selbsttranszendenz, Aushalten von Ambivalenz: So könnte man Manns Umgang mit der schwierigen deutschen Vergangenheit zusammenfassen. Dabei hilft seine berühmte Ironie, die immer alles von verschiedenen Seiten betrachtet, sich zwar engagiert ins Zeug legt, wenn es nötig ist, aber dabei nicht vergisst, dass zwischen Weiss und Schwarz ein Meer von Grau liegt. Deutscher Bierernst, nein danke.

Ein weiterer Anknüpfungspunkt sind seine Gedanken über die «deutsche Mitte», wie sie beispielhaft der Held Hans Castorp im «Zauberberg» verkörpert. Er stellt ihn zwischen zwei intellektuelle Vaterfiguren aus Ost und West, die ihn je auf ihre Seite zu ziehen versuchen. Castorp lässt sich zwar von beiden beeinflussen, neigt mal hier-, mal dorthin – wählt aber schliesslich eine Alternative zu den Alternativen, einen Mittelweg zwischen «mystischer Gemeinschaft» und «windigem Einzeltum», einen Mittelweg also zwischen Kollektivismus und Individualismus.

Darin ist unschwer ein politisches und geopolitisches Statement zu sehen, das wir heute wieder mit erhöhter Aufmerksamkeit betrachten. Ist Deutschland unverbrüchlicher Teil des transatlantischen Bündnisses? Trägt dieses Bündnis überhaupt noch? Und was ist mit der zerbrochenen Achse Berlin–Moskau: Ist sie noch zu reparieren? Will man sie noch reparieren? Oder sollte sich Deutschland vielmehr von West und Ost emanzipieren? Hiesse dies dann,

sich noch enger an Brüssel anzulehnen? Oder eben gerade nicht? Hat sich die Bundesrepublik letztlich auch deshalb auf Gedeih und Verderb an die Europäische Union ausgeliefert, weil sie sich, historisch vergiftet und diskreditiert, tief drinnen immer noch selbst misstraut?

Solche Fragen auf der Suche nach der deutschen Identität in sich wandelnden Zeiten sind nicht neu; sie sind ein Déjà-vu, wenn wir die Werke von Thomas Mann aufmerksam stu-

Wenn es ihm zu platt, zu homogen wurde, trat er «auf die andere Seite des einseitig überlasteten Kahnes».

dieren. Hinzu kommt der Stil seiner Prosa: Obwohl er sich bis zur Selbstentblössung mit den Abgründen des Deutschtums befasst hat – einen seiner Aufsätze nannte er «Bruder Hitler» –, strahlt Manns Werk eine leichtfüssige Weltläufigkeit und Eleganz aus, die wie ein anregendes Tonikum wirkt. Und dazu passt seine politische und lebenspraktische Leitmetapher: Wenn es ihm zu platt, zu homogen, zu stechschrittartig wurde, trat er jeweils «auf die andere Seite des einseitig überlasteten Kahnes». Er war neugieriger, wandelbarer, einfühlsamer, als «unbewegliche Meinungswächter» es sich träumen können. Auch davon könnten wir uns heute – in Zeiten von Cancel-Culture, stammesmässiger Blasenbildung und eines immer enger werdenden Meinungskorridors – ein Stück abschneiden.

Aus Lübeck in die Welt

Und so sähe nach 150 Jahren die Kurzbilanz aus: Thomas Mann verdankt seinen hervorgehobenen Platz im kulturellen Gedächtnis der Deutschen einerseits natürlich seinen literarischen Werken, die zum Besten gehören, was die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Andererseits verdankt er diesen Ehrenplatz dem Umstand, dass er damals, 1933 bis 1945, entschieden auf der richtigen Seite stand. Ausdruck dieser Wertschätzung ist die Ansprache, die der damalige Bundespräsident Horst Köhler im August 2005 zum 50. Todestag des Schriftstellers hielt: Mann habe die «deutsche Kultur» auf «einzigartige Weise verkörpert», seine Werke hätten «unauflöslich mit Deutschland zu tun».

Ja, das stimmt. Nur müsste man ergänzen: Seine eigentliche Leistung liegt nicht darin, vor dem Tribunal der Geschichte recht bekommen zu haben. Sie ist vielmehr in der ungemein produktiven Kritik dessen zu sehen, was ihm sein Leben lang an- und umtrieb und was ihm am liebsten war: die deutsche Kultur, die er von Lübeck aus in die Welt trug.

Philipp Gut, ehemaliger Stv. Chefredaktor der *Weltwoche*, ist Autor der preisgekrönten Studie «Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur» (S. Fischer, 2008).